Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 149 (2008)

Artikel: Die wunderbare Welt der Generosa
Autor: Christen-Odermatt, Maria Generosa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033718

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kalendergeschichte

Die wunderbare Welt der Generosa

«Willkumm zuenis» heisst das neue Buch der Stanserin Maria Generosa Christen. Sie erzählt im zweiten Teil ihrer Memoiren, wie sie vom Mädchen zur jungen Frau heranwächst.

Text: Maria Generosa Christen-Odermatt
Bearbeitung: Brigitt Flüeler
Bilder: zvg

Ende der zwanziger, Anfang der dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts, wohnte im Stanser Niederdorf, im Aemättli unne, «äs Schuelermeitli». Es war ein lebhaftes Kind mit aufmerksamen, wachem Blick, und voll Phantasie. Seine besonderen Freunde waren dr Meschi, dr Migi, s Anni und s Eirelli. Doch s Geni, wie es von allen gerufen wurde, hatte noch eine andere, eine ganz speziell gute Freundin: s Christel. Christel war viel älter als Geni und rief es bei seinem richtigen Namen: Generosa. «Willkumm zuenis Generosa, chum ine!» So tönte es, wenn Geni bei Christel, bei «s Daniele» zu Besuch war.
Christel wohnte in einem wunderschönen Haus, das von einem grossen Garten umgeben war. In Generosas Augen war das kein gewöhnlicher Park, kein normales Haus. Für Generosa war der Garten ein Park und das Haus ein Schloss.

Von der Strasse aus sieht man den Park, das Gartenhäuschen, das Haus, das sich in einem vornehmen Grau hinter den hohen Bäumen versteckt. Dann steht man vor dem weissen, gusseisernen Gartentor, sieht am Ende des breiten Kiesweges, der durch den dämmerigen Park führt, die Haustür, von Feigenbäumen flankiert. Und dem Geni ist es ganz so, als ginge es auf ein Schloss. Zwar ist das Gartentor nur grad tischhoch und sein Weiss schon sehr verblasst, der Griff lahmt, man muss gherig drücken, damit er hält. Aber hinter diesem bescheidenen Tor beginnt eine ganz besondere Welt. Eine Welt mit einem Park, mit Christels Blumengarten, mit der Rosenlaube und dem schönen Haus, in dem s Daniele wohnid.
Für das Geni ist der Danielsche Park zauberhaft und Romantik pur. Unter den hohen Tannen, die beim Eingang stehen, ist der Boden moosig und mit Tannzapfen übersät. Daneben rauschen Buchen, macht sich eine Föhre breit, und gegen aussen, wo es lichter wird, blüht der Flieder, stehen mit dicken Blättern Haselstauden. Im Halbdunkel der Bäume wachsen Schneeball und Geissblatt, es riecht nach Holder, und der Boden ist dicht mit Immergrün überwachsen.
Der breite Kiesweg, der zum Hause führt, ist mit Tuffsteinen gesäumt, über die Efeu wächst und Immergrün. Am Ende des Kiesweges steht linker Hand ein mächtiger Busch, «falscher Jasmin» sagen ihm s Daniele. Seine Äste hängen bis auf den Boden, und wenn er im Frühsommer blüht, ist der Duft so stark, dass man davon Kopfweh bekommt. «Wen är ai cha bliehe», freut sich das Christel und steckt sich eine Blüte hinters Ohr.
Nach dem Jasmin führt ein schmaler Kiesweg ins Gebüsch, zu einem Rondell, das mit besonders bizarren Tuffsteinen eingefasst ist. Die Steine haben Höhlen und Löcher, und das Geni findet sie gewaltig. Anstatt eines Springbrunnens steht ein runder, steinerner Tisch im Rondell, verwaschen und voller Moos. Das Rondell liegt versteckt zwischen Schneeballstauden, und ein alter, dicker Holderbaum lehnt krumm über dem Gesträuche. Sein Stamm ist dick bemoost und voller Höhlen, ein richtiger Zwergenbaum, würde der Migi sagen. Die Haustür ist behäbig, und Griff und Glockenzug sind aus kunstvoll getriebenem Messing. Kaum zieht man an der eleganten messingigen Hand, die den Glockenzug hält, geht oben auch schon das Fenster auf: «Bisch äs dui, Generosa?» Bei s Daniele ist man kein Geni und schon gar kein Rosli, hier ist man das Generosa, mit Betonung auf dem ersten «e». Das Marie, das neben Englisch und Französisch noch eine Spur Italienisch parliert, sagt elegant «Tschenerosa». Vor dem Generosa öffnet sich nun wie von Zauberhand die Haustür, denn wie bei s Migis wird sie von der Stube aus per Draht gehandhabt.

Generosa ist heute 85 Jahre alt und Christel liegt schon seit Jahrzehnten auf dem Friedhof. Der Park ist verschwunden, nur das Haus steht noch, ein wenig verloren mitten in der Industrie- und Einkaufszone von Stans Nord, eingeklemmt zwischen Hauptstrasse und Autobahn.
Was Maria Generosa Christen-Odermatt als Kind bei «s Daniele» erlebte, das ist ihr «s ganz Läbe lang im Hirni inne bliebe». Sie weiss heute noch ganz genau, «wie n äs bis s Daniele im Huisgang inne, i dr Chuchi und in dr Stube gschmeckt hed» und wie Haus und Garten eingerichtet waren. s Daniele war für sie wie «ein Staat im Staat», wie eine «Welt in einer Schneeflocken-Kugel».
Nur noch einige alte Stanserinnen und Stanser, wie Maria Generosa Christen-Odermatt, erinnern sich heute noch an diese Familie aus altem Landleutegeschlecht.

s Daniele

S Daniele sind eine grosse Familie und Buire. Aber sie sind nicht ganz die gleichen Buire wie s Guete, s Melke oder wie die in der Fuhr. Ihr Heimen gehört nicht zu den grössten, aber ihr Haus mit dem Park, der Rosenlaube, ist stattlicher als die andern Bauernhäuser und hat fast etwas Vornehmes. Trotz dieser Vornehmi haben es s Daniele ganz und gar nicht wichtig, und doch sind sie anders als die andern. Alwina Paula würde sagen: «Sie haben einen gewissen Stil!»

Es gab eine Zeit, da hatten s Daniele ein Landgut z Lehen in Frankreich mit viel ebenem Land, mit viel Weite. Dort konnte Christel ihrer Leidenschaft, dem Reiten, frönen und forsch wie eine Amazone in Breeches und Reitstiefeln über die Felder jagen.

Maria Generosa

Als Erinnerung an diese Zeit hängt im Gädili immer noch Christels Sattelzeug, stehen sauber und glänzig darunter die Reitstiefel. Und seit dieser Zeit können s Daniele auch etwas mehr Französisch als nur grad «Le bœuf, der Ochs, la vache, die Kuh, fermez la porte, die Türe zu».

Herr und Frau Daniel

«Frau Daniel» trug bodenlange schwarze Kleider und «ä Scheibe» mit grossen Taschen. Sie war eine grosse, magere Frau und hatte einen «gruisigen Bäckihueschte». Wenn Generosa diesen frühmorgens von der Landstrasse her hörte, so wusste sie, es ist bald halb sechs Uhr und Frau Daniel geht in die Frühmesse. Frau Daniel hatte Haushalt und Familie fest im Griff. Sie sass am obern Ende des Esstisches, während ihr Mann auf der Bank sass und sich den Rücken durch ein bequemes Lederpolster stützen liess.
«Herr Daniel», war ein ruhiger, freundlicher Mann, kleiner als seine Frau und kein grosser Redner. Hatte er das «Amtsblatt», das «Volksblatt» und sein Leibblatt «Die Grüne», die Bauernzeitung, fertig gelesen, sass er meist ruhig da, schwieg und lächelte in seinen grossen weissen Bart hinein. Genau so stelle sich Geni den Heiligen Petrus vor. Herr Daniel war ein überzeugter Anhänger von Pfarrer Kneipp und dessen Methoden. Jedes Anzeichen einer Erkältung in seinem Haus kurierte er mit frischem, kaltem Wasser. Und während Frau Daniel am Morgen in die Frühmesse ging, schritt ihr Mann andächtig und barfuss, «d' Hose bis zu dä Chnai uifeglitzt», durch das taufeuchte Gras.

Seppli, Karl, Walter und Adolf

Die Kinder «iehrten» die Eltern, sprachen sie, wie dazumals üblich, in der Höflichkeitsform an. Acht Kinder waren es, vier Buben und vier Mädchen.
Einer der Buben, der Seppli, war schon lange tot. Als er 1918 an der Spanischen Grippe starb, war er just so alt wie Generosa damals. Frau Daniel erzählte dem Mädchen, dass ihr der Bub ein paar Monate nach seinem Tod erschienen sei. Es war eines morgens, als sie auf dem Weg zur Frühmesse war. Seppli sass auf der Mauer vor dem Sigristenhaus, trug den «Schuelthek» am Rücken und winkte ihr zu. Doch als sie ihn anfassen wollte, war er verschwunden. Sie hat ihn nie wieder gesehen.

dr Karl

dr Seppli

Im Juli, in der grossen Ferienzeit, kam Karl zu Besuch. Das Jahr über hörte man wenig von ihm. Er lebte seit langer Zeit in Frankreich und arbeitete dort in einem Hotel. Sein Benehmen war so perfekt wie seine Kleidung: weisses Hemd, dunkle Kleidung und auf Hochglanz polierte Schuhe. Generosa begrüsste er mit «voilà, s Schenerös!». Karl war ein Eigenbrötler und gerne allein. Er redete wenig und verkroch sich oft in seinem Zimmer. Man hörte, wie er Schubladen und Schranktüren auf- und zumachte, wie Papier raschelte und durch die offenen Fenster duftete es nach Melissengeist und Minze. Karl kannte sich in der Pflanzenwelt aus und machte lange Spaziergänge durch den Garten, pflückte da eine Beere, schnitt dort eine Blume oder ein Blatt ab und trocknete alles auf einem alten «Volksblatt», das er aufs Fenstersims legte. Wenn er guter Laune war, gab er «Schenerös» Unterricht in Botanik oder lehrte sie ein paar Brocken Französisch, wie zum Beispiel: «J ai terriblement mal de tête!» Eines Tages, Karl war in Frankreich, da hörte man in seinem Zimmer Schritte und wie jemand Schubladen, Schranktüren und Vorhänge auf- und zumachte. Als Christel nachschaute, war niemand im Zimmer. Am nächsten Tag kam die Nachricht, Karl sei verunglückt. Er wurde in Frankreich beerdigt.

Elsbet

Auch Walter lebte eine Zeit lang im Ausland. Als junger Mann nahm er auf einem Castle im schottischen Hochland eine Stelle an. Schon bald durfte er dem Butler assistieren und hatte damit Aussicht auf eine Karriere in diesem Beruf. Aber die Landschaft und das Nordlicht machten ihn krank, sagte Frau Daniel. Aus der Rekrutenschule wurde er vorzeitig entlassen. Als er nach Hause kam, setzte er sich an den Tisch, sagte kein Wort und verliess auch das Haus nicht mehr. Er wurde immer schwermütiger und melancholischer und redete wirr. Der Arzt empfahl einen Klinikaufenthalt. Aber davon wollte Frau Daniel nichts wissen. So wurde Walter zu Hause gepflegt. Das Zimmer, das neben der Stube lag, wurde vom Boden bis zur Decke mit einem Gitter unterteilt. Die spärliche Möblierung bestand aus einem Bett, einem Tisch und einem Nachtstuhl.

Durch das Fenster sieht er den Park und hört die Tannen rauschen, er sieht das Schneeflockentreiben und den Frühling kommen. Er riecht den Jasmin, und im Herbst kann er dem Rascheln der Blätter lauschen.

Und är isch bi de Liit, kann zuhören, was in der Stube geht. Während dem Zabed, wo gemütlich gegessen und verzellt wird, ist aus Walters Zimmer die längste Zeit kein Ton zu hören. Der schlemmt seinen Chitteneschleeankenbruid und lost, denkt man vor sich anen. Doch plötzlich tönt es laut und deutlich: «Isch s Generosa da?» «Ja, äs isch da!», ruft Christel. Darauf bleibt es für ein Weilchen still. Aber dann fängt Walter an zu reden und zu verzellen, auf Deutsch und Englisch, bunt durcheinander. Und zwischen reden und verzellen singt er immer wieder mit seltsam hoher Stimme ein Lied. Man lost ihm zu, und das Generosa muss lachen, das Christel lächelt und Vater Daniel schmunzelt: «Iise Walter isch meini hit gueter Luine!»

Adolf, der vierte Sohn, war Bauer und half seinem Vater im Gade und auf den Matten. Er war ein schöner, kräftiger, stattlicher Mann und an der

Landsgemeinde trug er das Landesschwert. Adolf hatte sich in Elsbet, die ältere Schwester von Generosa, verliebt. Und so träumte Generosa einen Sommer lang, dass Schloss, Park und Christel ihr nah verwandt werden könnten. Aber der Traum blieb ein Traum und Generosa vergrub ihn unter einem schönen, grossen Tuffstein in der Rosenlaube.

Hedi, Marie, Anna und Christel

Hedi war Deutschlehererin in Neapel. Wie Karl, kam auch sie selten zu Besuch. Doch wenn Hedi da war, kam Leben in das sonst so stille Haus: Türen standen offen, Sommerluft voll Blumen- und Heuduft wehte durchs Haus und von überall her hörte man lautes Lachen, es wurde geredet, politisiert und diskutiert. Hedi sah genau so aus, wie man sich dazumals eine Italienerin vorstellte. Ihr Bubikopf war voll Ruibili, das geblümte Sommerkleid reichte ihr nur grad bis zu den Knien und ihre hochhackigen Schuhe klapperten wie Kastagnetten, wenn sie rasch und beschwingt durch Haus und Garten eilte. Hedis Besuche in Stans waren kurz und so plötzlich wie sie gekommen war, so plötzlich war sie auch wieder weg. Nach dem Ausbruch des 2. Weltkriegs kam «iises Hedi» in die Schweiz zurück, scheinbar gesund und munter. Eine Woche später war sie tot. Sie wurde im gleichen Grab wie ihre Eltern auf dem Stanser Friedhof begraben.

Auch Marie hatte es in die Fremde gezogen, nach Algier, wo sie als Erzieherin bei den Kindern einer reichen Familie arbeitete. Auf dem Sekretär «i dr Stube uberobe», der guten Stube, stand eine Foto, die Marie tiefverschleiert, in Pluderhosen auf einem dicken Kissen sitzend zeigte. Wenn Marie von Algier, den Palmen und Agaven, dem schönen Haus und «ihren» Kindern erzählte, zog sie zwischendurch immer wieder das Nastuch aus der «Scheibentasche» und fuhr sich damit schnell und verstohlen über die Augen. Zu Hause half sie Christel im Haushalt, aber ohne grosse Begeisterung. Viel lieber las sie, politisierte und diskutierte sie.

Das Marie hat eine habliche Figur, feste Beine und starke Arme, das dunkle Haar kämmt es straff nach hinten zu einem Rugel. Auf Eleganz gibt es nichts, und so hängt das Gwand an ihm wie am Sonntag das Messgwand an der Aushilfe. Das Marie hat eine laute und präzise Stimme, und wenn es beim Zmittag mit Vater Daniel politisch nicht gleicher Meinung ist, dann hört man das durch das ganze Haus.

Maries schönste Zeit sind die Sonntagnachmittage im Sommer, wenn die Erdbeeren ziitig sind. Dann hält das Marie Hof, nicht im Salon wie Alwina Paula, aber im Park, im Gästerondell. Gleich nach dem Zmittag stellt Adolf unter Maries Anleitung die Fuilänzer uif, schön im Kreis, was gut ist fürs Respondieren. Auf dem Tisch, der in der Mitte steht, thronen eine Beige Teller und eine Büchse mit Griesszucker. «Anstatt äs five o'clock tea», erklärt Marie, um sich im Englischen zu üben, «gid äs bi iis frischi Äbeeri.»

Die Danielschen Erdbeeren sind frisch und süss und bei Freunden und Bekannten wegen ihrem feinen Mang berühmt. Und so giired an diesem schönen Sonntagnachmittag bald einmal das Gartentor und über den Kies rauscht der weibliche Teil vos Schuelrade, die Mama, flankiert von Elsbet und einem ungewohnt sonntäglich gekleideten Generosa. Da die Frau Schuelrad politisch kein Greenhorn ist, wird sie vom Marie besonders herzlich und laut begrüsst, und noch bevor man sich in einen Fuilänzer sinken lässt, wird auch schon gelandsgemeindet, dass es nur so tönt.

Im Schatten der hohen Bäume platzieren sich die Gäste in den Fuilänzern. Die Fuilänzer sind dienig, das Lüftchen, das durch den Park weht, ist angenehm kühl, es wird geredet und gelacht, der eine oder andere Blick aber schweift hinüber zum Blumengarten, zu den Äbeeristuiden. Und so bittet die Gastgeberin, kaum ist das erste Traktandum behandelt, everybody zur Äbeeriparty. Mit dem Teller in der Hand wallen die Herrschaften in den Blumengarten; die eine Partie fängt unten an, die andere oben und eine in der Mitte. Plaudernd bückt man sich, pflückt sich den Teller voll mit den schönsten Beeri und steckt sich dazwischen auch eines ins Maul. Aufmunternd, als wäre man an einem Schulausflug, tönt Maries Stimme durch den Garten: «Nähmid de nur die scheenste, äs hed ja meh als gnueg!» Aus Annas Zimmerfenster schaut Christel der Expedition zu, und die Nutzniesser seiner gärtnerischen Künste winken lächelnd: «Diini Äbeeri sind all Jahr die scheenere!» Mit dem Erdbeerteller, darauf einer zünftigen Por-

tion Griesszucker, lässt man sich wieder in den Fuilänzer fallen. Genüsslich tunkt man Erdbeere um Erdbeere in den Griesszucker und schlamst die Herrlichkeit langsam bis zum Stiel.

Marie wäre gerne in Algier geblieben. Doch als Anna krank wurde, kam sie heim, um Christel im Haushalt und vor allem bei der Pflege der Schwester zu unterstützen.
Anna war ein bildschönes junges Mädchen, doch als sie heranwuchs, entwickelte sich bei ihr eine übergrosse Frömmigkeit. Sie besuchte täglich nicht nur eine, sondern mehrere heilige Messen und betete so inbrünstig und laut, dass sich die Leute in den Kirchenbänken nach ihr umdrehten. So riet der Arzt auch bei ihr zu einem Klinikaufenthalt.

Doch Anna darf daheimbleiben in ihrem Jungmädchenzimmer, wo die Rosen vor dem Fenster blühen, wo man über die Bäume hinweg den Chileturm sieht. Aber weil man sie nicht mehr z Chile lässt, will sie auch nicht mehr aufstehen, bleibt ganz einfach im Bett. Tag für Tag sitzt sie, von Kissen gestützt, in ihrem Bett, lässt sich pflegen und füttern. Wie eine Prinzessin thront sie in den Kissen und mit ihrem hübschen Gesicht, der schönen marmorigen Haut, dem dunklen, lockigen Haar sieht sie aus wie das Schneewittchen, findet das Generosa.
Nur der Blick ihrer grossen, dunklen Augen ist seltsam stiber, und immerzu wiegt sie sich hin und her und summt dazu die immer gleiche Melodie. Wenn das Wetter wechselt, der Fehn ghiid, wenn ein Sturm kommt, dann ist Anna unruhig, dann will sie mit aller Gwalt wieder einisch z Chile

dr Jochpass-Naazi

Jochpassabfahrt noch ohne Skilift.

gah. Und dann trägt Anna über ihrem hübschen Nachthemd noch ein leinenes Hemd, die langen, geschlossenen Ärmel sind an der Bettlade festgemacht.

Anna hat, wie es sich für eine junge Dame gehört, ihre Kaprizen, sie schläft nicht gerne, will immerzu wach bleiben, sie mag nicht allein sein, weder bei Tag noch bei Nacht. Wenn sie lange allein ist, laufen ihr die Tränen über die Backen, grosse, dicke Tränen. Und so sitzt jeden Nachmittag, wenn der Hauptharst an Arbeit getan ist, entweder das Christel oder das Marie in Annas Zimmer und beim Zabed ist darum nur immer eine der Ladys dabei.

Einmal im Jahr, an einem schönen Sommertag, wo es sicher schön ist, wird der Wandschrank mit Annas Ruschtig weit aufgemacht, und im Hostettli, zwischen den Bäumen, spannt Adolf ein Seil. Daran hängen dann Annas hübsche Kleider, der feine Pelzkragen mit Schlufi, die Abbebindi, das Kapotli, das gefütterte Cape, und verbreiten einen zarten Duft nach Mottenkugeln. Annas Unterwäsche wird gewaschen und hängt danach hohlsäumig und blütenweiss, zusammen mit dem andern Zeugs, am Seil, und im lauen Sommerwind fleitet das seltsame Gehänge sanft hin und her. Ennet dem Hag, auf dem Schliicherwägli, das von der einen Spychermatt zur andern führt, bleiben die Spaziergänger erstaunt stehen und betrachten interessiert das altmodische Gwand. Annas bodenlange Kleider, die Abbebindi, das Kapotli, die mit Spitzen verzierte Unterwäsche, alles ist schon längst aus der Mode und wäre noch gerade gut für einen Maskenball. Aber, erklärt Frau Daniel, wenn Anna eines Tages wieder gesund ist, dann soll sie auch ihre gewohnten Kleider anziehen können, und darum muss ihr Gwand jederzeit parat sein. Da Frau Daniel nur selten ihre Meinung ändert, haben das Christel und das Marie immer wieder viel Arbeit und Mühe, bis Annas Trousseau ausgelüftet, ausgeklopft, gewaschen, gestärkt, gebügelt, mit Mottenkugeln und frischen Lavendelfläschli versehen, wieder im Schrank liegt und hängt.

Christel, Generosas Freundin, war der gute Geist im Haus, die Verbindende und Verlässliche, die sich für alles einsetzte, allen diente und half: Sie pflegte Anna und Walter, putzte, wusch, glättete,

kochte, schaute zu den Blumen und dem grossen Garten, schreinerte die Kochkiste und braute den Rosoli. Bei ihr gab es aber auch «Chitteneschlee», den sich Generosa beim Zabig fingerdick aufs Ankenbrot strich, gedörrte Birnen, «Muschgedzinggli» und «Hirzeherndli». Ferien oder Freizeit kannte Christel nicht. Wenn sie nicht viel zu tun hatte, so leistete sie sich werktags ein «Niniamt» und auf dem Heimweg einen Schwatz und ein Malaga bei ihrer Freundin, der Frau Schuelrad, Generosas Mutter. Ein eigenes Zimmer hatte sie nicht. Ihr Bett stand neben dem Annas, die nicht allein sein wollte.

Man könnte vermuten, Christel oder Marie hätten ob dieser strengen und aufopfernden Arbeit mit dem Schicksal gehadert, seien verbittert und unglücklich gewesen. Doch Maria Generosa Christen-Odermatt, die bis zu ihrer Heirat bei S Daniele ein- und ausgegangen ist, kann sich an kein einziges Unwort in diesem Haus erinnern. Auf dem «Planet Daniel» habe man weder «zangged nu giftled, anenand niid vorgha und nie schlecht uberenand grett». So aufmerksam und liebevoll, wie s Daniele zu Generosa waren, waren sie auch zueinander. Sie akzeptierten und respektierten einander, liessen einander leben. Ob dies ihnen die Kraft gab, die schweren Schicksalsschläge zu meistern und trotzallem lachen und sich freuen zu können?

Mit «Willkumm zuenis» hat Maria Generosa Christen-Odermatt eine Hommage für diese Familie geschrieben. Es ging ihr aber auch darum, das Leben und die Gesellschaft in den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts zu porträtieren sowie ein Dorf und seine Leute zu dokumentieren. «Willkumm zuenis» ist mehr als eine Fortsetzung des Holebänz. Die Autorin lässt eine Zeit auferstehen, in der die Menschen aufeinander angewiesen waren und auf die gegenseitige Hilfe vertrauten. Sie beschreibt, wie diese Verbundenheit im Alltag sichtbar und spürbar wurde und zeichnet dieses feine Netzwerk von familiärer Verbundenheit, Freundschaft, Nachbarschaft, und Dorfgemeinschaft nach.

S Daniele waren ausserordentliche Leute. Doch die beiden Schwestern haben ihre kranken Geschwister nicht nur aus Nächstenliebe gepflegt. Marie wäre gerne in Algier geblieben und Christel - wer weiss? - vielleicht hätte auch sie sich ein anderes Leben vorstellen können, gerne geheiratet und Kinder gehabt?

Obwohl s Daniele keine armen Bauern waren, hatten sie dennoch kein Geld. Ihr Vermögen war das Land, das sie bewirtschafteten. Ein Klinikaufenthalt kostete schon damals viel Geld und Krankenkassen gab es keine. Walter und Anna, aber auch die Eltern Daniel vertrauten auf die Hilfe von Marie und Christel und rechneten mit ihnen.

Dass die beiden Frauen diese Aufgabe angenommen und sie auch aus- und durchgehalten haben, ist nicht selbstverständlich. Dass sie sich dabei ihren «Seelenfrieden» und ihre Lebensfreude bewahren konnten, ist bewundernswert.

S Daniele stehen im Zentrum dieses Buches. Aber Maria Christen-Odermatt zieht die Kreise weiter, erzählt ausgehend von diesem oder jenem Ereignis im Hause Daniel auch von den Leuten und dem Leben im Dorf. Und genau so stimmungsvoll wie sie über s Daniele berichtet, erzählt sie vom Ablistag, den Chilbichrapfen, dem Fiifibätte, einem ganz besonderen Liichemählti, Frau Schuelrads Wallfahrten zum Bruder Klaus und dem Jochpass, der immer gut für einen Tapetenwechsel war. Für die jungen Leute waren damals ein paar Tage auf dem Joch, das gleiche wie heutzutage ein Städteflug nach New York. Eine Reise über den Atlatik dauert heute nicht länger als dazumals ein Fussmarsch von Stans auf 2222 m ü. M. - und der Alltag und das Dorf waren dort unendlich weit weg.

Jochpass

Die Jochhütte, fast wie ein Zwergenhaus so klein, steht oben am Jochpass. Majestätisch schauen die Berge auf sie herab, wie Christbaumkugeln glitzert weit oben das ewige Eis. Ihr zu Füssen liegt das Jochseeli, das mit seinem braunen kalten Wasser aber kaum zum Bade lädt.

Die Jochhütte, in ihrer holzigen Bescheidenheit, fällt kaum auf inmitten der hehren Alpenwelt. Ihr Besitzer und Erbauer ist kein Freund von Verschwendung und Protz, und so ist die Hütte aussen und innen äusserst bescheiden. Es gibt zwar ein Telefon, aber keinen elektrischen Strom. An der Decke hängen Petrolilampen, die schwach leuchten, aber dafür stark stinken. Das Petroli wird bald einmal durch Gas ersetzt, aber auch mit Gas bleibt die Beleuchtung gemütlich schummerig. Wer nachts aufs stille Örtchen muss oder auf

seinem Gliger lesen möchte, der benützt eine Taschenlampe oder eine Laterne. Für romantische Seelen hat es weiss emaillige Kerzenstöcke samt Kerze. Doch es heisst vorsichtig damit umgehen, wurde doch die Hütte vom Zimmermeister Lussy aus währschaftem Holz gebaut. Ein Bulleröfchen, das man mit Kohle heizt, der Kochherd in der Küche, der mit Holz gefüttert wird, reichen aus, um das Haus auch bei Kälte und Schneesturm angenehm warm zu halten.

In der Jochhütte hat es eine Stube für das Volk mit langen Tischen, Bänken und Stühlen, die aber nicht allzu dienig sind. Hinter der Stube ist das Stibli für die Einheimischen und die diversen VIPs. Im Stibli sind, wenn sie Zeit haben, s Hüttenwarts, das Betli und der Naazi, hocken die Bergklübler, wenn es ihnen auf der Terrasse zu kalt ist. Abends, wenn das Volk abgezogen ist, macht hier der Naazi mit seinen Kurgästen einen Jass, und wenn er mit seiner gewaltigen Faust auftrumpft, dann hüpfen nicht nur die Karten, sondern grad der ganze Tisch. Im Stibli steht auch das einzige Komfortmöbel des ganzen Etablissements, ein Kanapee, schon etwas durchgesessen und der Bezug nicht der Neueste, aber immer noch dienig.

Eine Fünfsternbleibe ist die Jochhütte nicht, eher so eine Art Romantikhotel, wo das Übernachten inklusive Romantik aber nur grad sieben Franken kostet. Für die sieben Franken gibt es ausser der Romantik noch jede Menge Natur pur und eine Stille, die nachts nur vom Polen der Steine gestört wird. Auch tagsüber ist es kaum lauter, nur die Murmoltern pfeifen, die Gemsen trehlen Steine, und ab und an hört man einen fröhlichen Berggänger juizen. Ringsum blüht es in den schönsten Farben, die Bränderli duften nach Vanille, und an der stotzigen Seite vom Ochsenhorn stehen die Edelweiss fast so üppig wie im Stanserboden die Siibluemen. Zwischen Blumen und Steinen sonnt sich ab und zu eine Viper. Mit Vipern hat der Naazi gar nichts am Hut, und wenn er nur eine ahnt, rennt er davon und macht vor Angst Sprünge wie

Die Jeunesse dorée de Stans.

mütlich fahren. Dann aber heisst es sommers die Schuhe fester binden und den zickzackigen Sommerweg obsitrampen. Winters werden die Felle an die Ski geschnallt, und mit der hehren Alpenwelt vor der Nase geht es gemächlich obsi. Zu jeder Saison riecht es in der Jochhütte fein nach Kräutertee. Das Betli, die Frau Hüttenwart, braut den besten Kräutertee, weitherum. Die Lindenblüten, die Minzen werden selber gepflückt und getrocknet und bis zum Gebrauch in grossen, weissen Leinensäcken aufbewahrt.
Dem ehrenwerten Gast, der sich ein Plätzli braten, Mageroonen kochen möchte, dem steht der Kochherd in Betlis Küche zur freien Verfügung. Aber weil die Küche eng ist und oft viele Köche gleichzeitig kochen möchten, ernährt sich der Hungerige ringer mit Betlis warmer Suppe und kaltem Proviant aus dem Rucksack.
Naazi ist ein eher kleiner, aber kräftiger Mann mit Händen wie Schraubstöcken und Beinen fest wie Hagschiien. Beim Sprechen stösst er leicht an, was besonders Damen sehr charmant finden. Und sein verschmitztes, lausbübisches Lächeln finden sie nicht weniger charmant.
Zusammen mit dem Betli managt er die Jochhütte sommers und winters, bei Sonnenschein und Regen, mit lieben und weniger freundlichen Gästen, mit allem Drum und Dran. Neben seinem Amt als Manager ist der Naazi auch noch Spengler, Maurer, Schneeschnuizer, Putzfachkraft und Warentransporteur. Für den letzteren Job hat er sich extra einen besonders grossräumigen Rucksack machen lassen, ein Ungetüm von Rucksack, wie man sie eher selten sieht. Mit diesem Ungetüm geht er von Zeit zu Zeit z Boden und kauft in Engelberg alles ein, was er für den Betrieb seines Etablissements braucht, vom Halbbredli bis zum Aspirin. Der Rucksack wird dabei so bis obeuife gefüllt, dass der Naazi damit kaum noch durch die Ladentüre kommt. Und wer dann hinter ihm und seiner Bagage den Sommerweg obsitrampt, dem kommt es vor, als wäre da ein Rucksack ganz alleine unterwegs. Ein Rucksack mit einem Hut und zwei kräftigen Waden, die in währschaften Bergschuhen stecken.
Auch wenn es der Naazi gemächlich nimmt, mit der schweren Bagage kommt er gherig ins Schwitzen. Ist er endlich glücklich gelandet, stellt er seine Ruschtig in die Küche und überlässt das Auspacken dem Betli. Und während dieses auspackt und auspackt, setzt sich der Naazi mit einem Chachili Tee auf das Kanapee im Stibli, zündet sich genüsslich eine Brissago an und überlässt das Wärchen für ein Weilchen den andern.
Die Jochhütte ist ein beliebter Treffpunkt der Ski fahrenden, mehrheitlich männlichen Jeunesse dorée de Stans und Umgebung. Wenn die Sonne scheint, der Schnee glitzert, die Tage länger werden, sind die Sunnyboys schon zeitig mit Ski und Fellen unterwegs zur Jochhütte. Und während man obsi stiefelt, freut man sich bereits aufs Nidsifahren, denn das Joch ist eine feine Abfahrt, die das Herz jedes Skifahrers höher schlagen lässt. Aber sie hat ihre Tücken, und einem gewöhnlichen Schneehasen schlottern die Knie, bevor er losfährt. Pistenfahrzeuge, die den Schnee schön glattwalzen, gibt es nicht. Nach einem zünftigen Schneefall muss jeder, der fahren will, selber bahnen, und die ganze Abfahrt ist bald voller Hubel und Leissen. Wer aber trotz Hubel und Leissen schwungvoll und ohne grosse Trohlerei das Joch hinunterkommt, der gehört zur absoluten skifahrerischen Crème, darf die Brust stellen und plagieren.
Wenn das Jochsteckli verwindet ist und verharstet, dann zeigen unsere Sunnyboys ein ganz besonderes Kunststickli, den Umsprung. Das heisst, anstelle eines Schwungs macht man mit Hilfe der Skistöcke einen Gump, und anstatt Schwung um Schwung, macht man jetzt Gump um Gump. Mit den damaligen langen Brettern eine fast artistische Leistung, die vom Publikum auch gebührend bewundert wird.
Die Stars der Szene aber sind die Olinger Brothers, zwei blonde, rassige Jungs. Der eine der beiden ist Schweizer Meister in der Abfahrt. Sie sind nicht Einheimische, sondern Zugezogene. Aber dank ihrer Skikünste gehören sie zur Crème von Engelberg wie der Hahnen und das End der Welt.
Wenn diese Lieblinge der Götter an einem schönen Wintertag auf dem Joch erscheinen, lachend, strahlend und mit der Nonchalance der Siegesgewohnten, dann geht ein Raunen durch die Menge, und die Boys werden bestaunt und bewundert. Und wenn sie etwas später, elegant und flink wie Wiesel, das Jochsteckli hinunterslalomen und danach pfeifengerade das Joch nidsifegen, dann halten die Zuschauer den Atem an: «Äso sett me

chenne fahre!» Und für ein Weilchen sind die gewöhnlich sterblichen Sunnyboys samt Umsprung und andern Kunststücken glatt vergessen.
Die weibliche Ski fahrende Crème wird angeführt von den Terminus Sisters, drei jungen Damen aus bester Hotelierfamilie von Engelberg. Die Ladys sind etwas verwöhnt und haben gewisse Allüren, aber sie haben auch Stil und sie fahren Ski, so leicht wie Elfen und so sicher wie Profis. Sie sind nicht schön, aber sehr apart und dazu auch immer ein bisschen up to dater gewandet als das gewöhnliche Fussvolk. So haben sie je nach Mode die weitesten Überfallhosen, die engsten kurzen Knickebockers, sie hüllen sich in die neuesten Pullikreationen, und ihre Skijacken sind immer der allerletzte Schrei. Felizitas, die mittlere der drei Grazien, die gretchenblonde Locken hat und eine Isabelle-Kaiser-Nase, fährt, je nach Laune, anstatt in Hosen in einem schottisch-bunten Faltenjupe Ski. Anstatt der Skijacke trägt sie einen passenden Pulli und rote oder blaue Strumpfhosen, ein Outfit, in dem sie beneidenswert bezaubernd aussieht.
Es sind fröhliche junge Damen, die den Skisport aber nicht so ernst nehmen wie die Herren der Schöpfung. Wenn die Ladys an einem schönen Spätwintertag der Jochhütte ihre Aufwartung machen, dann ist das immer ein Ereignis.
Zum Hofstaat der jungen Damen gehören meistens ein Skilehrer der älteren Garde und ein junger Mann, der hübsch aussieht, englisch parliert und den Rucksack mit Proviant und Sonnencremen tragen darf.
Auf der Hüttenterrasse halten sie dann Hof. Der junge Mann holt aus dem Rucksack den Proviant, der äusserst verheissungsvoll aussieht. Lachend, mit perlweissen Zähnen, beissen sie graziös in die Sandwiches, und der ganze erweiterte Hofstaat darf mitbeissen und mitschlemmen.
Wenn sie nach einer genussvollen Stunde aufbrechen, läuft die halbe Hüttenterrasse, grad wie bei einer Wallfahrt, hinter ihnen her. Begleitet vom Hofstaat und ein paar Auserwählten rauschen die Ladys elegant das Joch durnidsi. Der Rest des Fussvolkes steht oben und schaut voll Bewunderung zu, wie der schottische Faltenjupe von Felizitas bei jedem Schwung so schön fleiten tut.

Maria Generosa Christen-Odermatt:
«Willkumm zuenis»

Bücher von Matt, Stans
ISBN 978-3-906997-38-4
Fr. 24.80
www.holebaenz.ch